
Juri Andruchowytsch

Der Preis unserer Freiheit

Essays

edition suhrkamp

SV

edition suhrkamp 2845

»They belong to us, they are one of us and we want them in« – auf diesen Satz, der seinem Land die EU-Beitrittsperspektive in Aussicht stellte, hatte Juri Andruchowytsch jahrelang gewartet. Er fiel in Brüssel, drei Tage nach Russlands Invasion der Ukraine. »Tiefes Aufatmen – unter dem Heulen der Sirenen«.

Sein fulminanter Essayband *Das letzte Territorium* (es 2446), heute ein Klassiker, war vor zwanzig Jahren der Auftakt einer Diskussion, die bis zum 23. Februar 2022 anhielt: Wohin gehört die Ukraine? Wo ist ihr Platz in Europa? Als Rufer in der Wüste warnte Andruchowytsch zu allen sich bietenden Anlässen vor Russlands Großmachtambitionen. Als Sisyphos der europäischen Verständigung bat er darum, die Ukraine nicht aus dem Auge zu verlieren. *Der Preis unserer Freiheit* versammelt Texte, die zwischen 2014, dem Jahr des Euromaidan, und 2023 entstanden sind. Pflichtlektüre für alle, die verstehen wollen, wie es zu dem Unvorstellbaren kommen konnte.

Juri Andruchowytsch, 1960 geboren, zählt zu den bedeutendsten europäischen Autoren der Gegenwart. 2022 erschien sein Roman *Radio Nacht*. Er lebt in Iwano-Frankiwsk.

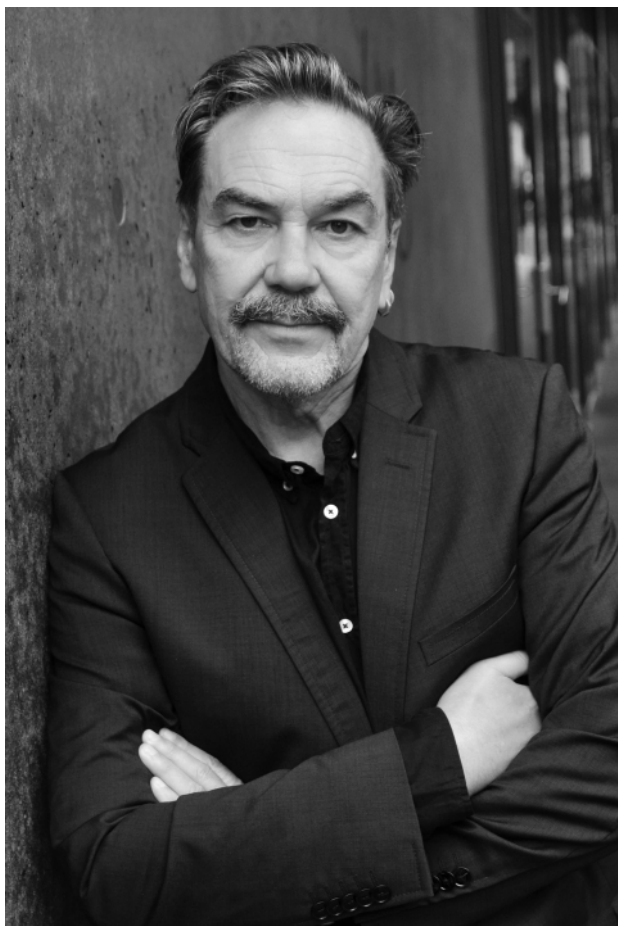


Foto: © Stefan Klüter, Juri Andruchowytsch

Juri Andruchowytsch

Der Preis unserer Freiheit

Essays 2014 bis 2023

Aus dem Ukrainischen von Sabine Stöhr

Suhrkamp

Die Auswahl wurde vom Autor für diese Ausgabe getroffen.
Textnachweise am Schluss des Bandes.

Erste Auflage 2023
edition suhrkamp 2845
Deutsche Erstausgabe
© der deutschsprachigen Ausgabe Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2023
Alle Rechte vorbehalten.
Wir behalten uns auch die Nutzung des Werks für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung nach einem Konzept von Willy Fleckhaus und
Rolf Staudt
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: C. H. Beck, Nördlingen
ISBN 978-3-518-12845-9
www.suhrkamp.de

Der Preis unserer Freiheit

Er verlässt die Barrikade nicht

I

Der 56. Tag des Euromaidan war deshalb bemerkenswert, weil an der Fassade des schon zu Beginn der Proteste von Demonstranten besetzten Kiewer Rathauses ein Banner mit dem Porträt von Taras Schewtschenko entrollt wurde. Das bedeutete: »Vater Taras« ist mit uns, er ist unser höchster geistiger Führer.

Überall auf dem Maidan sieht man größere oder kleinere Schewtschenko-Porträts, manche mit Gedichtzeilen versehen. Sie sind Treffpunkt improvisierter Diskussionsklubs oder Literaturwerkstätten. Eines der größten (»der Haupt-Schewtschenko des Maidan«) segnet manchmal die große Bühne mit seiner Gegenwart, den Ort, von dem Aktivisten und Oppositionspolitiker zu den Protestierenden sprechen. Sie sprechen mit Schewtschenko im Hintergrund. Oder besser, er schaut ihnen streng über die Schulter.

Taras Schewtschenko, seine Ikone, ist integraler Bestandteil der Symbolsprache des Maidan, Zentrum seines Zeichensystems.

Geht man vom Maidan auf der Hauptstraße Chreschtschatyk in Richtung des schon erwähnten Rathauses, kommt man zum Kunst-Barbakan – dem Territorium der Künstler, Dichter, Regisseure und Musiker, die sich hier zusammengefunden haben, um mit den Demonstranten zu kommunizieren. Die eilig gezimmerten hölzernen »Wände« des Barbakan dienen gleichzeitig als

Ausstellungsfläche. Sie hängen voller aktueller revolutionärer Bilder. Die Leute, die vorbei kommen, interessieren sich vor allem für Andrij Jermolenkos provokanten, sarkastischen Zyklus »Schewtschenkiniana«. Auf jeder Graphik eine andere Modifikation Schewtschenkos, ergänzt durch einen witzigen Namen: Schewtschenko Superman, Schewtschenko der Verkehrspolizist, Schewtschenko als Nouveau-Riche, Elvis Presley Schewtschenko (King of Ukraine), Schewtschenko als Brahmane, Schewtschenko der Dörfler. Mir persönlich fehlt ein Che Schewtschenko oder Schewtschenko Gandhi. Unter vier Augen hat mir der Künstler hingegen versichert, bald werde Schewtschenko Machno erscheinen.

In seiner Rede auf der großen Bühne des Kiewer Euromaidan zitierte Senator John McCain Schewtschenko in englischer Übersetzung: *Love your Ukraine, // Love in the hard time*. Fast eine Million Demonstranten hörten ihn an jenem Tag diese Worte sprechen. Vermutlich die größte Zahl von Zuhörern live, vor Ort, die Senator McCain jemals hatte.

So erhielt Taras Schewtschenko in diesen Tagen noch eine weitere Bedeutung. Er wurde zum internationalen Kommunikator der ukrainischen Protestbewegung.

Wie könnte es auch anders sein.

Es ist bezeichnend, dass man nach den Präsidentschaftswahlen von 2010, als in der Ukraine das Janukowytsh-Regime an die Macht gelangte, erneut begann, Schewtschenko zu zensieren und zu verbieten – wie zu Zaren- und Sowjetzeiten. Ein besonderer Tiefpunkt waren die Feierlichkeiten zum 199. Geburtstag des Dichters in seinem Heimatdorf Morynzi, als, wie ein Augenzeuge und Teilnehmer berichtete, »mehr Polizei herangekarrt wurde, als es Besucher gab, dem Dorfchor das Singen und den Schülern das Gedichte Rezitieren untersagt wurde, mit der Begründung, Schewtschenko habe revolutionäre Poesie geschrieben, und das sei heute unpassend«.

Die offizielle Haltung der Staatsmacht zum »Großen Taras« blieb allerdings weiterhin ehrerbietig. Und selbst der höchste Staatspreis »im Bereich von Literatur und Kunst« trägt noch seinen Namen. Dass man ihn in den vergangenen Jahren keineswegs herausragenden und revolutionären, sondern ausgesprochen loyalen Künstlern verliehen hat, steht auf einem anderen Blatt.

Zweifellos würde es der Staatsmacht gefallen, Schewtschenko in ihrem ideologischen Arsenal als eine Art bronzenen Götzen oder wenigstens disziplinierten Staatsdiener zu führen. Die Staatsmacht hatte jedoch unter anderem das Problem, dass sie über keinerlei Ideologie verfügte, nur über ein Bündel krimineller Instinkte, mit denen sich Schewtschenko einfach nicht verträgt. Er ist kein Götze, sondern Wort und Text, lebendig, aufständisch und gefährlich. Und er steht für ei-

nen zentralen nationalen Mythos: den Gründungsmythos, der die Ukraine als eigenständiges Land konstituiert hat – das Ukrainische als eigene Sprache, die Mentalität der Ukrainer und ihr Bewusstsein von sich selbst. Der reale Mensch, der Dichter Taras Schewtschenko, hat nur partiell damit zu tun, aber das ist auch egal – der Mythos überwölbt die Realität.

Ein deutscher Freund hat ins Schwarze getroffen, als er einmal ironisch meinte: »Schewtschenko ist für die Ukrainer Luther, Kant und Goethe in einem.«

3

Schewtschenkos schöpferisches Vermächtnis – das sind 218 von den Herausgebern traditionell im Band »Der Kobsar« zusammengefasste Gedichte und Poeme, neun Novellen (erheblich schwächer als die Gedichte), das einzigartige Tagebuch mit dem Titel »Journal« und ein umfangreiches künstlerisches Werk, vor allem Graphiken, Aquarelle, Radierungen und Drucke. Ohne zu vergessen, dass Schewtschenko seinen Lebensweg als 47-jähriger »akademischer Graveur« der Petersburger Akademie der Künste beschlossen hat, lassen wir die bildende Kunst hier aus Platzmangel beiseite und wenden uns dem literarischen Teil seines Werkes zu.

Was macht seine Stärke aus? Wie pulsiert das Leben im Gewebe, und wohin reichen die Nervenenden? Warum geht der Dichter Schewtschenko, anders als seine Zeitgenossen Goethe, Byron, Puschkine, Mickiewicz, Lermontow, Schiller und Shelley, auch nach zweihun-

dert Jahren noch nicht zur ewigen Ruhe ins Dichterparadies ein? Warum benimmt er sich nicht so, wie es sich für einen normalen Klassiker aus einem normalen Land gehört, sondern treibt sich ruhelos in der Hölle der ukrainischen Gegenwart herum? Anders gesagt – was macht er auf diesen Barrikaden?

Schewtschenkos Ethos ist aufständisch. Das Etikett »revolutionärer Romantiker« der alten sowjetischen Literaturwissenschaft schien wie für ihn erdacht. Sein System in der Poesie verkörperter Überzeugungen basiert darauf, dass die Welt von sozialer und nationaler Ungerechtigkeit beherrscht wird; dass es eine existentielle Pflicht des Menschen ist, für Gerechtigkeit einzustehen; dass die Gewalt der Starken dieser Welt die Gewalt jener gebiert, die sich im Namen der Gerechtigkeit auflehnen; dass es in der künftigen gerechten Welt keine Gewalt geben wird, dass die Freiheit ebenso ein Ideal ist wie die Gerechtigkeit und dass die Freiheit des Einzelnen und die Freiheit menschlicher Gemeinschaften gleich wertvoll sind.

4

Warum gerade diese beiden Ideale – Freiheit und Gerechtigkeit? Das ist leicht zu verstehen, wenn man sich Schewtschenkos Herkunft vor Augen führt: Der künftige Dichter wurde als Leibeigener geboren, seine nahen Vorfahren aber waren noch freie Menschen (Kosaken) gewesen; erst Ende des 18. Jahrhunderts hatte das russische Zariat sie zu Unfreien gemacht. Die Lage der

leibeigenen Bauern im Russischen Imperium lässt sich mit der Lage der schwarzen Sklaven in den damaligen Vereinigten Staaten vergleichen – ihre Herren konnten vollständig frei über ihre Körper, Seelen und Schicksale verfügen. Einen bedeutenden Teil seines Lebens – 24 Jahre, also mehr als die Hälfte – war Schewtschenko das persönliche Eigentum von Herrn Engelgardt, einem russischen Adligen mit deutschen Wurzeln. Dass ihn eine Gruppe Petersburger Künstler in einer gemeinsamen Anstrengung freikaufte, war fast die glücklichste Episode seines Lebens.

Dabei kann man sich nicht genug wundern über das Maß an innerer Freiheit, das er für sich selbst erreicht hat – mit jeder neu geschriebenen Zeile. Wie ein echter »revolutionärer Romantiker« oder besser gesagt, wie ein romantischer Held marschierte er mutterseelenallein und kaltblütig gegen die ganze übermächtige staatliche Maschinerie.

Und das war kein Spaß – das russische Zariat, diese, nach Schewtschenkos eigenen Worten, »Brutstätte der Niedertracht« und Verkörperung des Bösen, zu seinem Feind Nummer eins zu erklären. Wäre Schewtschenko Politiker gewesen, dann hätte er wohl, begabt mit der besonderen Fähigkeit, Menschen anzuziehen und für sich zu gewinnen, ein ganzes Netz internationaler geheimer Strukturen organisiert, um die Ordnung zu stürzen, die sich seit dem Wiener Kongress in Europa etabliert hatte. Als er ins Visier der damaligen Geheimdienste Russlands geriet, wurde Schewtschenko Opfer brutalster Bestrafung, aller persönlich für ihn ersonnen: Einzug in die Armee als einfacher Soldat und Ver-

schickung in weit entfernte Garnisonen des Urals und Zentralasiens, verbunden mit – jetzt kommt das Entscheidende! – absolutem Mal- und Schreibverbot.

Gerade unter diesen Umständen entwickelte er das besondere ethische Muster, das die Dissidenten Osteuropas im Allgemeinen und der Ukraine im Besonderen hundert Jahre später so dringend brauchten – nicht zu bereuen und nicht zu zerbrechen. Schewtschenko hat einen hohen Verhaltensmaßstab für öffentliche Personen gesetzt, die in Konflikt mit dem Regime treten und von ihm repressiert werden: niemals weichen und keine Angst haben. Genau das meinte der ukrainische Dichter und Dissident Ihor Kalynets, als er 1972, wenige Wochen vor seiner Verhaftung, in einem Gedicht die Zeile »Schewtschenko – unser Protestlied« schrieb.

Genau deshalb mailte mir mein junger Freund, Literaturdozent an der Universität Kirowograd, der vom Regime Janukowytsch für die Teilnahme an den Protestaktionen eingesperrt worden war, folgende Worte: »Es war eine schwere Prüfung, aber jetzt kann ich Schewtschenkos Gefangenelyrik noch besser verstehen: -))«

5

Heute, wenn ich diese Zeilen schreibe, ist es sinnvoll, aus der Vielzahl der Schewtschenko-Sujets zwei hervorzuheben – das antiimperiale und das anarchische. In beiden erlangt er als Text und als Revolutionsikone größte Aktualität. Der Euromaidan des aufständischen Volkes ist sein Geschenk zum 200. Geburtstag. Ein ab-

solut wunderbarer Raum, in dem »Menschen«, »Gemeinschaft«, »wir« etwas Positives und Großartiges bedeuten, »Staatsmacht«, »Zar« und »Gendarmen« hingen das verkörperte Böse darstellen.

Der 22. Januar, der 61. Tag der Proteste, begann mit der tragischen Nachricht vom ersten Tod durch Polizeikugeln. Der Ermordete hieß Serhi Nigojan, 20 Jahre, ukrainischer Staatsbürger armenischer Herkunft. Er träumte davon, Schauspieler zu werden. Binnen einer Stunde fand man im Internet ein frisches Video, in dem er, ein Verteidiger der Kiewer Barrikaden, auswendig seine Lieblingszeilen aus »Kaukasus« vortrug.

Das ist ein Poem Schewtschenkos. Eines Dichters, für dessen Zeilen man auch heute noch ermordet wird.

2014

Der Preis der Werte oder Unsere Dissonanzen

I

Demnächst, in nur neun Tagen, ist es ein Jahr her, dass wir in eine andere Wirklichkeit geraten sind. Das Wort »wir« verwende ich hier im allerweitesten Sinne – wir, die Bewohner der Ukraine, ihre Bürger. Es geht mir nicht um politische Orientierung oder kulturell-sprachliche Präferenzen, daher verallgemeinere ich vorerst – alle Bürger der ganzen Ukraine. Uns eint jetzt etwas, das man im Westen, vor allem hier, in der Zone von Komfort und Sicherheit inmitten des sogenannten Alten Europas, immer schlechter versteht: das Leiden. Ich entschuldige mich direkt für dieses pathetische Wort. Aber ohne Pathos geht es derzeit nicht.

Noch vor einem Jahr waren wir ganz woanders. Heute aber befinden wir uns in einem ausgewachsenen Konflikt, dessen Ende nicht absehbar ist, in einem hybriden Krieg mit tausenden von Gefallenen, Verwundeten und Vermissten. Die Aufzählung könnte man in Richtung einer immer grausameren Detailtiefe erweitern, indem man zum Beispiel noch die Hingerichteten, Gefolterten, Verstümmelten nennt. Die sogenannten Donbaser Volksrepubliken haben schon vor ein paar Monaten durch ihre »Parlamente« die Todesstrafe eingeführt, sie erschießen und erhängen. Ein archaisch-vorzivilisatorisches Phänomen, vor kurzem noch eine krankhafte Phantasie – Todesurteile auf dem Territorium meines Landes?!

Aber das ist nur ein Aspekt, ein Segment der eigensinnigen Realität.

Leider mussten wir im Verlauf des vergangenen Jahres immer wieder feststellen, dass diese Realität existiert – sosehr wir uns ihr verweigern, sosehr wir sie ablehnen mögen. Mal erschien uns dieses Jahr wie ein endloser Horrorfilm. Mal wie ein endloser Albtraum.

Seltsam, aber wenn Sie mich jetzt fragen, ob ich mir (bei aller physischen Unmöglichkeit einer solchen Art der Wiederkehr) ernsthaft wünsche, dass die Zeit zurückgedreht würde und wie eine verkehrt herum eingelegte Filmrolle rückwärtsliefe, dass also wieder der 12. November 2013 wäre, dann antworte ich – nein.

Das heißt also, dass ich die erreichte Freiheit trotz allem höher bewerte als die erlittenen Verluste und dass ich an die Unumkehrbarkeit der Veränderungen glaube, die an jenem Abend des 21. November 2013 begannen, als die ersten paar hundert Demonstranten auf dem Hauptplatz von Kiew zusammenkamen, um ihren Protest gegen das Scheitern der Eurointegration zum Ausdruck zu bringen. Ja, an jenem Abend waren es nur ein paar hundert. Aber schon zehn Tage später fast eine Million. Ab dem 1. Dezember war auch ich dort, als einer von ihnen.

2

Worum ging es uns, was wollten wir eigentlich?

Das ist eine sehr wichtige Frage, auch deshalb, weil sie wie ein Kokon andere in sich birgt.

Was ist das, die Europäische Wahl der Ukraine? Wozu brauchen wir sie? Wie stellen wir uns Europa, die EU und uns selbst in diesem Projekt vor? Wovon wollen wir uns abwenden, womit brechen?

Genau das trifft den Kern der Sache – wir gehen weg, wir brechen mit der Vergangenheit. Juristisch haben wir das vor 23 Jahren getan, als wir aufhörten, ein Teil der Sowjetunion zu sein. Faktisch kämpfen wir immer noch um das Recht auf diesen Bruch, das Recht auf Austritt. Eine Art ukrainische Langversion von Let My People Go.

In diesen 23 Jahren wurde im postsowjetischen Raum kein einziger Konflikt gelöst. Aber was heißt gelöst – das größte und einflussreichste Land dieses Raums, das doch nach Befriedung und Aussöhnung streben sollte, tut selbst alles, um Kriege anzufachen, sie am Laufen zu halten. In diesem Raum entstehen immer wieder irgendwelche chimärischen zwischenstaatlichen Gebilde, angeblich geschaffen, um wirtschaftliches Wachstum zu fördern und um – das alte Lied – den Westen einzuholen und zu überholen. Die Gebilde heißen jedes Mal anders: Gemeinschaft Unabhängiger Staaten, Einheitlicher Wirtschaftsraum, Eurasische Wirtschaftsgemeinschaft, Zollunion – um nur ein paar zu nennen, alle kann sich sowieso niemand merken. Trotz des häufigen Namenswechsels dieser Phantomprojekte bringen sie kein Wirtschaftswachstum, und jedes einzelne ist in Wirklichkeit ein weiterer kaum verschleierte Versuch, das sowjetische Neoimperium wiederzuerrichten. Trotz des Geredes über das Primat der Wirtschaft und »die Verbesserung des Lebensstandards« handelt es sich ausschließ-